

**UWE-JOHNSON-PREIS 2008 FÜR UWE TELLKAMPS ROMAN „DER TURM“**

# Vom großen Fluss in den Mahlstrom



**PREISTRÄGER** Zur Wende als fünftem Akt des Dramas DDR interessieren Uwe Tellkamp in seinem Roman „Der Turm“ die vorherigen vier in Geschichten und Motiven.

VON SUSANNE SCHULZ

**NEUBRANDENBURG.** Dem Etikett des großen Wende- oder DDR-Romans ist auch Uwe Tellkamp bei den Ankündigungen für sein großes episches Werk „Der Turm“ nicht entronnen. Und es ist dem aus Dresden stammenden, jetzt im baden-württembergischen Freiburg lebenden Autor genauso wenig recht wie vielen seiner Kollegen. Schon aus begrifflichen Gründen: „Wende bedeutet, zu etwas zurückzukehren, was vorher war“, wendet er ein. „Was in der DDR geschah, war eine Revolution – der fünfte Akt in einem Drama, dem vier andere vorausgingen.“

Dieses Vorausgegangene, die Geschichten und die Motive der Menschen interessieren den 40-jährigen Autor in seinem Roman, der im September im Suhrkamp Verlag erscheinen wird – gerade rechtzeitig zur Verleihung des von unserer Zeitung gemeinsam mit der Mecklenburgischen Literaturgesellschaft ausgeschrieben Uwe-Johnson-Preises. Über die Jahre 1982 bis 1989 erstreckt sich sein facettenreiches Gesellschaftsportrait im Spiegel eines Dresdner Intellektuellenviertels. Den Begriff Bildungsbürgertum – wieder ein Etikett – bringt Tellkamp zögernd über die Lippen. „Weil es da große Unterschiede

gibt“, sagt er. Seine Protagonisten seien aus einfachen Verhältnissen heraus Ärzte oder Musiker geworden und sähen sich auch in „privilegierten“ Professionen mit den Alltagsproblemen konfrontiert, einen Termin in der Autowerkstatt zu bekommen oder Klempnerarbeiten zu improvisieren.

Tellkamp – 1968 in Dresden geboren und ursprünglich Mediziner, bis er 2004 der Schriftstellerkarriere den Vorzug gab – beschreibt da ein vertrautes Milieu. Eine Nische? „Mit Sicherheit“, sagt er. Bis heute taue in Dresden die „süße Droge Gestern“ besonders zur Flucht aus dem ungeliebten Alltag. „Merkwürdig“ habe er den Kontrast schon damals gefunden zwischen den Mühen der Ebenen und der bildungsbürgerlichen Insel, die davon „so wenig berührt“ schien. Räumliche und zeitliche Distanz schärfe nun den Blick.

In Leipzig, New York und Dresden hat Uwe Tellkamp Medizin studiert, dann an einer Unfallchirurgischen Klinik in München gearbeitet. Sein erster Roman „Der Hecht, die Träume und das Portugiesische Café“ (2000) blieb wenig beachtet, die Veröffentlichung des zweiten, „Der Eisvogel“ (2005), erlebte der Autor dann schon als Ingeborg-Bachmann-Preisträger: Mit einem Auszug aus seinem noch nicht vollendeten Romanprojekt „Der Schlaf in den Uhren“ hatte er im Jahr zuvor den renommierten Klagenfurter Wettbewerb gewonnen. Der mittlerweile alle Jahre wieder aufgebrauchten Mutmaßung, auf die Mentalität der Jury hin gearbeitet zu haben, zeigt er die kalte Schulter: „Ich habe weder Zeit noch Lust, mich in Juroren einzufühlen. Keiner kannte mich, ich hatte nichts zu verlieren – und von der Entscheidung war ich ehrlich überrascht.“ Dass der Text dann in niedersächsische Lehrpläne für die Abiturstufe aufgenommen wurde, empfindet der Autor als „zweischneidiges Geschenk“. Wohl fühlt er sich geehrt,

**„In Dresden taugt die süße Droge Gestern besonders gut zur Flucht aus einem ungeliebten Alltag.“**

aber „als ich 16, 17 war, hätte ich so einen Text auch nicht gemocht.“ Was ihn an den Reaktionen allerdings stört, ist „die Neigung junger Leute zum ‚Abköpfen‘“.

In subtilerer Form begegnet ihm solche Neigung bei Kritikern. Durchaus widersprüchlich fielen bislang die Rezensionen aus: Voll Lob über die Sprachbeherrschung, gespalten im Hinblick auf die Erzählhaltung. „Literatur heißt nicht, dass die Figuren meiner Meinung sind“, kontert er. „Gerade die andere Perspektive ist interessant.“



Mit geschärftem Blick aus räumlicher und zeitlicher Distanz: Uwe Tellkamp

FOTO: BRIGITTE FRIEDRICH

Der Reichtum und die Gestaltung der Perspektiven faszinieren Uwe Tellkamp denn auch am Werk von Uwe Johnson. „Eins der Vorbilder“, nennt er den Namensgeber des ihm nun zuerkannten Preises, „eine Stifterfigur, mit der ich mich immer wieder auseinandersetze. Ein sehr eigenständiger Epiker, was selten ist: ausladend, ohne zu langweilen, mit geduldigem Interesse an seinen Figuren, egal was der Markt verlangt.“

Johnsons originäre Sprache empfindet Tellkamp als „Oberfläche“ einer ebenso eigenen Gestaltungskraft: Ihn beeindruckt „dieses abwesend Wirkende, das Aufbrechen von Formen, das Ausrücken aus normalen Gesichtspunkten“. Und gern wandelt er den ersten Satz

der „Mutmassungen über Jakob“ ab in die Sentenz, Johnson sei wenn nicht quer, so doch „immer schräg über die Gleise“ gegangen.

Wo beide Autoren der Verlust von Utopien eint und die Auseinandersetzung damit, was Heimat sein kann, da überrascht Tellkamp mit der Erklärung seines Schreibens als „Versuch, eine Heimat wiederzugewinnen“, die verloren gegangen sei „durch den Ablauf der Zeit“ – nicht, wie sonst vielfach wahrgenommen, durch den gesellschaftlichen Umbruch. Er gibt sich nicht mit abruptem Geschehen, mit Momentaufnahmen zufrieden, sondern lässt den „großen Fluss Zeit“ die Quantität der Ereignisse aufnehmen, bis er „zum Mahlstrom wird – das dauert ja“.

So ist „Der Turm“ über einen langen Zeitraum hinweg entstanden, im Hintergrund anderer Veröffentlichungen auch in Literaturzeitschriften und Anthologien. „Bücher, an denen mir liegt, haben lange Wurzeln“, sagt der Autor, der in gleicher Weise an dem auf drei Bände angelegten Projekt „Nautilus“ arbeitet, einem Langgedicht in der Tradition Homers. Für den nun preisgekrönten Roman hat er erste Skizzen schon aus den 80er-Jahren ausgewertet („und beiseite gelegt, weil sie nicht taugten“), Material auch in seinen Armeetagebüchern gefunden und sich dem Anspruch gestellt, Vorgänge begrifflich zu machen im Bewusstsein: „Hier ist eine eigene Welt, die es zu bewahren lohnt.“

## Verlust einer Utopie als Erzählmuster

In dem Alter, in dem Uwe Tellkamp seinen ersten großen Roman vorlegt, konnte Uwe Johnson (1934–1984) bereits auf ein gewichtiges Werk verweisen. Tellkamp hat Lebenserfahrung verschiedener Art und gab den Mediziner-Beruf auf, um Schriftsteller zu werden. Heute werden diese Umwege zur Literatur für die Autoren immer wichtiger. Denn das weitgehende Fehlen existenziellen Konflikterlebens der geistigen Eliten in Deutschland scheint die größte Gefährdung der epischen Gattungen der Gegenwartsliteratur zu sein.

Als 1959 „Mutmassungen über Jakob“ erschien, betrieb der Germanist Johnson noch weitgehend unerledigte Wirklichkeitstransformation in Literatur. So unterschiedlich die Biografien, so ähnlich bekommen beide Autoren ihr geteiltes Deutschland in den Blick. Das erzählerische Terrain reicht von der konfliktreichen Erfahrung in der DDR hinüber zur Freiheit des Westens, jeden erzählerischen Entwurf öffentlich denken zu können.

Johnson hat diesen Bogen des fiktionalen Erlebens im posthum erschienenen Roman „Ingrid Babendererde. Reifeprüfung 1953“ in eine Erzählzeit gespannt, da die deutsche Einheit noch eine politische Option darstellte und stärker mitschwang als in den folgenden 60er- und 70er-Jahren. Beschrieben wird die Geschichte einer Abiturklasse in einer fiktiven mecklenburgischen Kleinstadt. Die Schülerin Ingrid gerät in unauflösbaren Widerspruch zum Sozialismusverständnis der SED. Mit ihrem Freund flüchtet sie in den Westen, in eine Lebensweise, „die beide eigentlich als die falsche erachten“.

25 Jahre später verläuft in Tellkamps Roman „Der Turm“ die Konfliktlage auf vergleichbaren Bahnen. Nur dass die Geschichte dem Autor die finale Entscheidung seiner Figuren abnimmt. Im Unterschied zu Johnson wird ihm als Erzähler die Möglichkeit verwehrt, gegen die realen Verhältnisse anschreiben zu können. Das ist Dilemma und Herausforderung zugleich. Die Handelnden am Ende der DDR stehen im Spannungsfeld zwischen zu bewahrender Individualität und der Ohnmacht, im „Mahlstrom der Revolution von 1989“ abzutreiben. Gleichwohl erinnert Tellkamps monumentales Panorama in Vielschichtigkeit, assoziativem Reichtum und Ironie an Johnsons Hauptwerk „Jahrestage“. Hier wie da geht mit dem Geschehen ein Utopieverlust der Hauptfiguren einher. Als gäbe die politische Sozialisation den Autoren ein Grundmuster des Erzählens vor.

DETLEF STAFF



Uwe Johnson um 1950 in Güstrow. In „Das dritte Buch über Achim“ wird er später die Schauspielerin Karin sagen lassen: „Und ich bin die ganze nasse Nacht unter den Laternen gelaufen und habe geheult über unsere geheime und demokratische Wahl.“

FOTO: ARCHIV PETER NÖLDECHEN

# Köfferchen gegen Schlagstock

Leseprobe aus Uwe Tellkamps Roman „Der Turm. Geschichte aus einem versunkenen Land“. Das Buch erscheint am 10. September im Suhrkamp Verlag Frankfurt/Main (976 Seiten, 24,80 Euro, ISBN 978-3-518-52020-1).

Am 3. Oktober drängte sich eine Menschenmenge vor dem Hauptbahnhof, vor der Kasko-Reklame und dem stet leuchtenden Schriftzug „Radeberger“, mehrere hundert Männer (die Frauen hinter ihnen, vorsichtiger, abwartend) im trübkalten Abend, der zu einer neuen Zählung gehörte seit dem Verbot des Neuen Forums, seit den Ereignissen auf dem Prager Burgberg, etwas war geschehen, mit

den herkömmlichen Einfriedungen nicht mehr zu bestimmen, etwas geschah irgendwo in der Dunkelheit, die durchstanzt war von den rechteckigen Gelbs der Hochhausfenster an der Leningrader Straße, den einander tunnelnden Scheinwerfern der Straßenbahnen und Überlandbusse. Die Männer waren jung, fast alle um die Zwanzig, Dreißig, ihre Körper steckten in den schiefen Jacken, Militärkutteln mit gefärbtem Kunstpelz, den ausgeleierten Jeans und karierten Baumwollhemden der hiesigen Bekleidungsindustrie; einige ältere Männer waren, unsinnigerweise, fand Meno, sonntäglich gekleidet, als ginge es zu einem Ausflug mit Einkehr. Auf den

Gesichtern lag der abwehrende und erschrockene Ausdruck, den Gerettete, die sich auf einem vorläufig sicheren Platz versammeln, im Anblick einer Naturkatastrophe haben. Je größer die wartende Menschenmenge wurde, desto mehr Polizisten stellten sich ihr gegenüber auf, versperrten die Eingänge. Sie schienen aus dem ganzen Land zu kommen, Meno sah Rostocker und Schweriner Kennzeichen an den Einsatzfahrzeugen.

„Wir haben doch Fahrscheine, wir können ordnungsgemäß durchgehen“, meinte Josef Redlich. Er wurde angehalten, ein Polizist befahl ihm barsch, sich auszuweisen und sein Gepäck zu öffnen. Verwirrt hob er das Köfferchen mit

den Unterlagen für die Herbstsitzungen im Herms-Verlag, eine rasche, bestürzte Geste, der Polizist sprang zurück und schwang einen Schlagstock. Meno und Madame Eglantine, die an einer Bockwurst kaute, gingen dazwischen, wurden von mehreren Uniformierten gepackt und ins Innere des Bahnhofes geschoben, wo es ihnen gelang, sich auszuweisen. Hier warteten noch mehr Menschen. Die meisten, erfuhr Meno, waren aus Bad Schandau gekommen, wo sie einen der Ausreizezüge zu erreichen oder nach Prag



zu gelangen gehofft hatten, aber von Polizei und Blousonträgern zurück getrieben worden waren. Seit Mittag war der paß- und visa-freie Verkehr zur CSSR ausgesetzt. Nach Polen war er nicht wieder eingeführt worden; nun, hatte es mit bitterem Witz in der Stadt geheißen, könne man nur noch mit den Füßen voran verreisen.